

Stadt gegen Land

Parasiten im Speckgürtel: Warum wir die City brauchen

„Ich bin doch aus Bernau!“ – so irrt Mieke in Alfred Döblins Roman „Berlin Alexanderplatz“ durch den Großstadtdschungel aus Schlachthausdunst und Jazzrhythmen, Verkehrschaos und Reklameschrei. Bernau – das ist die vormoderne, aber heile Welt. Berlin dagegen ist Babylon. Wie ein rettendes Mantra führt Mieke den Ortsnamen ihrer Herkunft im Mund. Der Gegensatz von Stadt und Land, Zentrum und Peripherie war früher keiner des schleichenden Übergangs: Wer von einer Seite zur anderen wechselte, konnte dabei leicht ins Straucheln geraten, so unterschiedlich waren die beiden Welten, was Lebensform, Tempo, Moral, Stabilität und Kommunikation betraf. Es sollte mit Mieke denn auch ein schlimmes Ende nehmen.

Doch auch in die andere Richtung konnte die Antithese dramaturgischen Reiz entfalten: In jenen Softpornos, die die Privaten in den späten achtziger Jahren ausstrahlten, reiste sehr gerne eine Preußin aus Berlin mit herben Gesichtszügen, die überhaupt keinen Spaß ver-

Ballungszentren niedergelassen haben. Und dieser Gegensatz von Zentrum und Peripherie ist tatsächlich auch einer der widerstreitenden Interessen und der massiven Verteilungskämpfe.

Seit den sechziger Jahren gibt es den Trend zum Häuschen im Grünen. Er war über Jahrzehnte politisch gewollt, steuerrechtlich begünstigt und zugleich verantwortlich für die schleichende Auszehrung der Städte und die Zerstörung der Umwelt. 93 Hektar wurden im Jahr 2003 in der Bundesrepublik täglich verbaut (bis zum Jahr 2020 will die Bundesregierung den täglichen Flächenverbrauch jedoch auf 30 Hektar reduzieren). Die Umlandgemeinden der großen Ballungszentren weisen günstiges Bauland aus, um Bewohner und damit künftige Steuerzahler anzulocken. Wer auf der grünen Wiese baut, wird dabei vom Staat durch die Eigenheimzulage steuerlich entlastet. Die Länge seines Arbeitsweges wird ihm sodann durch die Pendlerpauschale mit barem Geld aufgewogen.

Gigantische Pendlerströme fallen so täglich in die deutschen Städte ein, bringen Feinstaub und Verkehrslärm mit sich, nutzen die Infrastruktur und kulturellen Einrichtungen der Stadt, um ihre Einkommenssteuer im Speckgürtel zu zahlen. 417 000 sogenannte Einpendler hat München täglich. Man hat für die Stadt Frankfurt am Main errechnet, dass ihre Arbeitnehmer im Landesvergleich am meisten verdienen. Allerdings sind es die Pendler, die diese hohen Einkommen erzielen, während die Frankfurter Privathaushalte unterdurchschnittlich wenig verdienen. Das wirkt sich auf die Einkommenssteuer aus, die bei den Umlandgemeinden üppig ausfällt, während sie in Frankfurt nur 17 Prozent der städtischen Steuereinnahmen ausmacht. Zugleich aber muss Frankfurt jene kulturellen Einrichtungen finanzieren, die vor allem von den saturierten Taunusgemeinden genutzt werden. 62 Prozent der Besucher der Alten Oper, hat man ausgerechnet, kommen nicht aus Frankfurt.

In den neuen Bundesländern hat man in den neunziger Jahren eifrig den Neubau auf der grünen Wiese subventioniert, während die verödeten ostdeutschen Städte längst einen gespenstischen Leerstand aufwiesen. Es ist die offensichtlich unausrottbare Lieblingsbeschäftigung eines besserwisserischen Staats, durch Steuerpolitik das Verhalten seiner Bürger lenken zu wollen. (Die besserwerbenden Investoren dieses absurden Baubooms konnten übrigens damit ihre zu versteuernden Einkommen Richtung Null bringen.)

Mittlerweile sind die fatalen Folgen der Suburbanisierung erkannt – und langsam beginnt ein Gegensteuern. Der Gewinner wird der Städter sein, der künftig nicht mehr durch die eigenen Steuern die ohnehin günstigeren Lebenshaltungskosten der Speckmaße subventionieren muss. Aber auch die demografische Entwicklung prämiert städtische Lebensformen. Denn je niedriger die Besiedelungsdichte ist, desto höher fallen die Kosten für die Bereitstellung von Infrastruktur aus. Schon heute beobachten Immobilienentwickler deshalb den Trend, dass die alternde Gesellschaft wieder stärker in die Städte zurückdrängt, die eine Lebensform der kurzen Wege begünstigt, über Pflegeeinrichtungen verfügt, die bessere medizinische Versorgung und bequeme öffentliche Verkehrsmittel bereitstellen kann.

Aber natürlich müssen auch die Städte in ihrer Immobilienentwicklung umdenken. Denn dauerhaft können sie nur überleben, wenn sie das volle demografische Spektrum zu binden wissen – und nicht nur Studenten und Rentner. Das heißt, den Städten muss es gelingen, junge Familien mit Kindern zu halten, indem sie Wohnformen entwickeln, die kinderfreundlicher sind – das bessere Schulangebot haben sie ohnedies.

Die bisher politisch gewollte Trennung von Wohnen und Arbeiten ist obsolet – und das nicht nur wegen des hohen Ölpreises. Tatsächlich hat jetzt das Institut für Urbanistik in Berlin eine „Renaissance der Stadt“ festgestellt. Die Stadtfucht gehe langsam zurück. Gerade die gut verdienende Mittelschicht mit hohem Bildungsniveau und sehr heterogenen Lebensentwürfen zwischen Single-Existenz und Patchworkfamilie strebe wieder in die Innenstädte. Ein Schaden ist das nicht. IJOMA MANGOLD



Seit 9/11 hat eine Rauchwolke über New York wie auf Lucio Pozzis verfremdeten Foto eine neue Eindeutigkeit. apexart

Taubendreck auf heiligem Grund

Ikongrafie der Katastrophe: Vier Jahre danach ist 9/11 in den Künsten angekommen

Eigentlich sollte die Zeremonie anlässlich der Grundsteinlegung für den neuen Nahverkehrsbahnhof, den der Architekt Santiago Calatrava für Ground Zero gestaltet hat, einer jener Anlässe sein, bei denen die Honoratioren von New York und New Jersey in einer Mischung aus Mitgefühl und Optimismus jenen Neuanfang zelebrieren, der sich im Dickicht der Machtspiele, Bürokratien und Schadensersatzprozesse nun schon vier Jahre lang hinzieht. Alle wichtigen Persönlichkeiten hatten sich in der Baugrube versammelt, in der einmal die Gedenkstätte und der Freedom Tower entstehen sollten. Zum Schluss der Zeremonie sollte Santiago Calatravas zehnjährige Tochter Sofia zwei weiße Tauben freilassen, auf dass sie sich in den azurblauen Septemberhimmel erheben, der, wie Hillary Clinton treffend anmerkte, die New Yorker noch lange an das Grauen des 11. September erinnern wird.

Es war auch durchaus ein Moment des wahren Neuanfangs. Der 2,1 Milliarden teure Nahverkehrsbahnhof wird das erste Bauprojekt auf Ground Zero sein, das kein Wiederaufbau, sondern ein vollkommen neues Gebäude sein wird. Heiliger Grund werde hier wieder zum Leben erweckt, sagten die Festredner. Es ist auch durchaus der richtige Moment, den endgültigen Neuanfang zu verkünden. Vier Jahre nach den Anschlägen hat sich die Erinnerung im kollektiven Bewusstsein so weit gesetzt, dass den Ereignissen dieses Tages erstmals die Chance gegeben wird, aus der Gegenwart in die Geschichte einzugehen. Kunst und Kultur könnten dafür Indikatoren sein, wenn sie von der Reaktion zur Reflektion übergehen.

Der Kanon ruft

Das wird gefördert. Der Lower Manhattan Cultural Council veranstaltet in den Tagen rund um den 11. September zum Beispiel ein Festival mit dem Titel „What Comes After“, das zeigen soll, wie Großstadtkunst mit dem Trauma umgeht. Das Programm reicht von Auftritten der Musikerin Diamanda Galas, einem „Homeland Security Garden“ des Künstlers Chang-Jin Lee bis zu einer Reihe von Podiumsdiskussionen und einer weltweiten Multimediale Diskussion im Internet. Egal, ob gelungen oder nicht, die Aufführungen und Ausstellungen zeigen, wie Metropolen Trauma von der akuten Krise bis zur Historisierung aufarbeiten. Was je nach Kunstform bedeutet, zu abstrahieren oder zu analysieren.

Die Musik hat es mit der Abstraktion sicherlich am einfachsten. John Adams' symphonische Ode an die Trauer „On the Transmigration of Souls“ und Sonny Rollins' „9/11 Concert“, das in diesen Tagen als CD veröffentlicht wird, zeigen, dass Musik auch erste Reaktionen emotional abstrahieren kann. Film und Kunst brauchen da schon länger. Das mag auch der Grund sein, warum sich Hollywood so lange nicht an das Thema herantraute. Mit Ausnahme einer Reihe von Dokumentationen und der Verfilmung von Anne Nelsens Theaterstück „The Guys“ vor drei Jahren, blieb die Filmwelt weitgehend stumm.

Diesen Herbst kommen die ersten unabhängigen Filme in die Kinos. Und erst jetzt gehen die ersten großen Filme in Produktion. Da dreht der Regisseur Paul Greengrass, der mit „Bloody Sunday“ und „The Bourne Supremacy“ Erfahrung mit politisch heiklen Filmen hat, für Universal die Geschichte über die Passagiere des Fluges 93, der über Pennsylvania abstürzte. Oliver Stone wird mit Nicolas Cage und Michael Peña die Geschichte der beiden Polizeibeamten der Port Authority verfilmen, die aus den Trümmern des World Trade Centers gerettet wurden. Der Fernsehsender ABC filmt derzeit einen Mehrteiler, der auf dem 9/11-Commission-Report beruht. Doch lediglich die Fernsehserie „Rescue Me“, deren zweite Staffel zwei Tage nach dem vierten Jahrestag zu Ende geht, hat es bisher geschafft, die emotionalen Folgen des 11. September mit ihrer Geschichte über die Besatzung einer Feuerwache adäquat umzusetzen.

Während sich Film und Fernsehen damit abplagen, die Wirklichkeit und Wahrheit in der Fiktion noch deutlicher herauszuarbeiten, kann sich die Kunst darauf beschränken, die Ikongrafie der Katastrophe in den allgemeinen Kanon zu überführen. Eines der gelungensten Projekte ist da die Ausstellung „The Art of 9/11“, die der Philosophieprofessor an der Columbia University, Arthur Danto, für das Kunstzentrum Apexart zusammengestellt hat.

Danto wählte die Arbeiten von neun Künstlern wie Jeffrey Lohn, Lucio Pozzi und Cindy Sherman aus, welche die Ikongrafie der spontanen Schreininstallationen aufnehmen, die nach dem 11. September überall auf den Straßen von New York auftauchten. „Mich interessierte besonders der Aspekt der Kunst als ‚Akt der Frömmigkeit‘, wie Wittgenstein das beschreibt“, sagt Danto. „Das wird in

der Kunsttheorie so gut wie nicht diskutiert.“ Was ihn gleich nach den Anschlägen so erstaunte, war, wie viele dieser spontanen Schreine auf den Straßen entstanden. „Niemand hatte diesen Menschen gezeigt, wie man so einen Schrein aufbaut, und doch gab es da ein immanentes Bedürfnis, die Trauer auszudrücken.“

Wie tief sich die Ikongrafie des 11. September schon in unser Unterbewusstsein eingegraben hat, zeigt aber vor allem eine Arbeit von Lucio Pozzi, der eine Fotografie verfremdet hat, in der man das Straßenpanorama einer amerikanischen Ostküstenstadt sieht, über dem eine schwere Quamwolke lastet. Ohne einen konkreten Hinweis, dass es sich dabei wirklich um New York am 11. September 2001 handelt, weiß man sofort, was hier gemeint ist. Doch über all diesen Prozessen, den 11. September zu bewältigen, lasten seit letzter Woche die Schatten von New Orleans. Einen der letzten Trauerschreine, mit der die Polizeibeamten der U-Bahnwache am Union Square ihrer Kollegen gedenken, die damals umkamen, haben Passanten in den letzten Tagen mit Filzstiftgraffiti übersät. „Bush wusste Bescheid“, steht da und „Bush kifft“.

Gespaltene Gesellschaft

So begann die Zeremonie der Grundsteinlegung nach dem militärischen Einmarsch der Flaggenträger auch nicht mit einer Geste des Neuanfangs, sondern mit einer Schweigeminute für die Opfer des Hurrikans und der Flut. Auf den ersten Blick mögen 9/11 und die Katastrophe von New Orleans nichts miteinander zu tun haben. Doch genau betrachtet, ist New Orleans eine Art Anti-9/11 – ein Katalysator kollektiven Befindens, der die amerikanische Nation nicht zu einem Monolith der Solidarität und Entschlossenheit zusammenschweißte, sondern in eine gespaltene Gesellschaft zwischen Volkssorn und Überforderung zerriß.

Da geriet auch der Flug der Friedentauben zur linksischen Geste. Die dachten gar nicht daran, sich in den azurblauen Septemberhimmel der Hoffnung zu erheben. Gleich auf dem ersten Trümmersims ließen sie sich nieder, machten ihre Häufchen auf den heiligen Grund und gurrt mit schiefen Köpfen auf die Honoratioren herunter. Und wenn eine solch bedeutungsschwangere Geste danebengeht, darf man da auch Symbole hineinlesen. ANDRIAN KREYE

HEUTE

FEUILLETON

Rauchende Colts

Schick aus dem Berliner Osten: „Urban Cowboys“ tragen Feinripp Seite 15

FILM

Candy gewünscht

Filme von Abel Ferrara, Liev Schreiber, Tim Burton in Venedig Seite 14

LITERATUR

Moskau – Paris – Petuschki

Wie der Westen Wenedikt Jerofejew's Werk zu Tode liebt Seite 16

MEDIEN

Wo die Musi spielt

Hitparaden, Gewinnspiele und Rendite – 20 Jahre deutsches Privatradio Seite 17

www.sueddeutsche.de/kultur

Das richtige Thema

Jazz oder Rock 'n' Roll: Der Wiederaufbau von New Orleans

Die Polizei sagt den Menschen, dass die Stadt zerstört sei, sie dort nichts mehr zu suchen hätten. Die Überlebenden werden zwangsevakuert, die Toten eingesammelt; und nach dieser größten Umsiedlungsaktion in der Geschichte der USA wird über New Orleans das Sternbanner wehen, wie seit dem 11. September 2001 über New Yorks Ground Zero. An den Gewässern und Gräbern der versunkenen Stadt werden sich Politiker, Stadtplaner und Architekten aus aller Welt einfinden, um ihre Papierschiffchen schwimmen zu lassen und Blaupausen für den Wiederaufbau vorzustellen. Merkwürdige Koalitionen bahnen sich an: George W. Bush ließ im Überflug verunkunden, New Orleans werde wieder zu neuer Größe erstehen. Andere Vertreter seiner Partei wollten die Stadt da bereits aufgeben. Aufgegeben wird sie aber auch von jenen Kulturprotestanten, die jetzt sagen, mit der „großen Leichtlebigen“ sei ein hohler Mythos geplatzt. „Strafe Gottes“ oder „Allahs“ sekundieren denen, die den Untergang schon immer vorausgesehen haben, die religiösen Fundamentalisten. Man müsse das historische Gesicht der Stadt bewahren, dürfe aber nicht auf Holz bauen, sagt ein prominenter Stadtplaner. Den Vogel schoss der Architekt Daniel Libeskind ab, der Berlins Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg als Modell anpreist. „Auf die Wurzel großer Kultur zu bauen“, hieß für New Orleans, auf die Vorbildlichkeit des Jazz zu bauen: „It's the right theme“, swingte Libeskind.

Bevor in New Orleans künftig Gebäude und Quartiere in die Formen von Blasinstrumenten gegossen werden, sollte man sich die historisch gewachsene Stadt mit ihrer bislang von Menschen belebten Infrastruktur aber etwas genauer ansehen. Allen Liedern, die jetzt angemittelt werden, ist die Reduktion der Stadt auf das zu einem musealen Disneyland aufgeblähte French Quarter gemein. Der in den Bordellen von Storyville geborene Jazz war jedoch schon nach Kansas, Chicago und New York ausgewandert, als man allerorts in New Orleans stets munter weiter musizierte, in mannigfachen Stilrichtungen und Mischungen. Der Rhythmus & Blues und alles, was noch aus ihm hervorgehen sollte, wurde nicht im Vieux Carré, sondern in anderen historischen Vierteln der Stadt geboren: Vor allem in jenen ethnisch wie sozial stark gemischten Nachbarschaften und Quartieren, die sich nach Uptown hin erstreckten. Dort stehen auch stehen sie noch? – die lokaltypischen Resonanzräume, hölzerne Shotgun-Häuser, die oftmals aus den Planken ausgehender Mississippibanken gezimmert wurden. Wollte man die von Libeskind gemachten Anregungen also aufnehmen, dann müsste es schon heißen: „Rebuild this city on Rock 'n' Roll.“ Doch davon wird man künftig nur noch jenen können. Und noch weiß keiner, wo. VOLKER BREIDECKER

Der erste Geiger

Rudolf Koeckert gestorben

Der bekannte Geiger und Gründer des Koeckert-Quartetts, Rudolf Koeckert, ist tot. Wie der Bayerische Rundfunk am Mittwoch mitteilte, starb der Künstler am Samstag im Alter von 92 Jahren in München. Koeckert war von 1949 bis 1979 Erster Konzertmeister des BR-Symphonieorchesters und in dieser Funktion auch als Interpret der großen klassischen und romantischen Violinkonzerte zu hören. 1939 gründete er im böhmischen Großpiresen geborene Geiger zusammen mit Willi Buchner, Oskar Riedl und Josef Merz das Sudetendeutsche Streichquartett, das später in Prager Deutsches Streichquartett umbenannt wurde. Seit 1947 trat das Ensemble, dem seit 1965 Koeckerts Sohn Rudolf Joachim angehörte, unter dem Namen Koeckert-Quartett auf. Es bestand bis 1992 und zählte in den sechziger und siebziger Jahren zu den führenden deutschen Kammermusikformationen. Koeckert hatte in der Meisterklasse des Prager Konservatoriums studiert und war dort von 1939 bis 1945 Konzertmeister des Deutschen Philharmonischen Orchesters. Bevor er 1949 zum BR-Symphonieorchester wechselte, war er zwei Jahre lang Konzertmeister der Bamberger Symphoniker. Seit 1952 lehrte er als Professor am Leopold-Mozart-Konservatorium in Augsburg. ddp

Fabrikneu

Pamela Anderson legt sich an den Pool und lässt sich dabei fotografieren: Eine Ausstellung im Münchner Haus der Kunst

Pamela Anderson, ein Starlet aus Kanada, hat durch einige Fernseh- und Filmfolge sowie durch spektakuläre öffentliche Auftritte auf sich aufmerksam gemacht. In der amerikanischen TV-Serie „Baywatch“ etwa konnte sie sich in der Rolle einer Rettungsschwimmerin profilieren. Ihrer als Romanfiction verkleideten Autobiografie „Star“ entnahmen wir, dass es neben ihrem durch diverse kosmetische Eingriffe veränderten Äußeren vor allem ihr einnehmender Charakter gewesen sei, welcher ihren Ruhm begründet habe. Ein bekanntes Nachtmagazin kürte sie gleich sechsmal zum „Covergirl“. Pamela Anderson ist Mutter von zwei Kindern.

Es konnte nicht ausbleiben, dass mittlerweile auch namhafte Fotografen sich für Miss Anderson interessieren. Einer dieser Fotografen heißt Sante D'Orazio; er hat mit Aktaufnahmen so genannter „Supermodels“ von sich reden gemacht. D'Orazios Aufnahmen von Pamela An-

derson sind von heute an im Terrassenaal des Münchner Hauses der Kunst ausgestellt. Der Anlass: Im Schirmer/Mosel Verlag erscheint zeitgleich ein Bildband mit D'Orazios Bildern.

Die Aktaufnahmen sind allesamt sehr ansprechend. Miss Anderson posiert über den Hügeln von Hollywood an einem Pool und in einem Bambuswald. Ihre Rundungen kommen äußerst vorteilhaft zur Geltung. Nur selten trägt sie Kleidungsstücke wie einen Slip mit Dollarzeichen aus Brillanten oder eine durchsichtige Regenjacke, meist aber Schmuck und Stiletos sowie eine zeitypische Dornen-Tätowierung am linken Oberarm. Ihre Haare sind gefärbt. Die Posen sind insbesondere geeignet, dem Bildbetrachter ihre üppige Oberweite zu präsentieren. Der Gesichtsausdruck soll Verführbarkeit anzeigen.

Im Katalog wird Miss Anderson wahlweise als „Göttin“ oder als „Psycho-Architektur“ bezeichnet. Beides leuchtet

nicht recht ein. Die Aufnahmen legen eher einen Vergleich mit Glanzkatalogen nahe, wie es sie zum Beispiel von Automobilen gibt. In diesen werden die zumeist fabrikneuen Wagen von allen Seiten optimal ausgeleuchtet, um die Konsumentscheidung zu erleichtern. Front- und Heckpartie, Kotflügel, Chromfelgen und Innenverkleidung müssen dieser Strategie zufolge angemessen ansprechend zur Geltung kommen.

Der Mythos des Automobils speist sich nicht zuletzt aus der Aura von Perfektion, die als Behauptung dem Versprechen der unbegrenzten Mobilität zugrundegelegt wird. Nur selten finden sich Aufnahmen von Unfallschrott überhaupt je publiziert. Sie sind genauso unattraktiv wie Bilder von Eingriffen der kosmetischen Chirurgie. Der Reiz der Fotografien von Pamela Anderson speist sich, im Lichte dieser Betrachtung, vor allem aus der augenscheinlichen Vollkommenheit ihres Körpers, wenn man zeitgenössische



Sante D'Orazio, „Profile No. 1“. Aus dem Buch „Pam. American Icon“ (Schirmer/Mosel 2005) Foto: D'Orazio

Schönheitsideale zugrundelegt, bei gleichzeitigem Bewusstsein der Tatsache, dass dieser Körper schon zahlreiche Male auf dem Operationstisch gelegen hat. Und auch dieser Anschein der Perfektion lässt sich kaufen: Die Fotografien von Sante D'Orazio sind erwerbbar; sie kosten jede für sich in etwa so viel wie ein fabrikneuer Volvo-Kombi.

Wir gratulieren Miss Anderson zu ihrem wohlproportionierten Körper, der, so umfassend es bei Abwesenheit der realen Person eben geht, nun in München in seiner ganzen Fülle erfahrbar wird. Bleibt die Frage, was diese Bilder, wenn auch nur eine Woche lang, im Museum zu suchen haben.

HOLGER LIEBS

„Pamela Anderson. American Icon. Fotografien von Sante D'Orazio“, Haus der Kunst München, bis 15. September. Tel.: 089 / 211 27 113. Bildband bei Schirmer/Mosel, 98 Euro.